

BUCHBESPRECHUNGEN

ERNST NOLTE

DER FASCHISMUS IN SEINER EPOCHE

R. Piper & Co Verlag, München 1963. 633 S., Ln. 35,— DM.

Die Zahl der Darstellungen, die sich um eine Erklärung der Phänomene Faschismus und Nationalsozialismus bemühen, ist schon beinahe ins Uferlose angewachsen. Daß diesen Problemen dennoch neue und bislang vernachlässigte Aspekte abzugewinnen sind, beweist die Untersuchung von Ernst Nolte.

Nolte zeigt, daß die Parallelen zwischen bestimmten politischen Bewegungen in verschiedenen europäischen Ländern eine gemeinsame Bezeichnung rechtfertigen, daß also der Begriff Faschismus nicht isoliert für Italien gebraucht werden sollte. Aus methodischen wie aus sachlichen Gründen beschränkt er jedoch seine Analyse auf die *Action française*, weil hier die früheste Form faschistischer Ideologie vorliegt, und auf *Deutschland* und *Italien*, weil nur in diesen beiden Ländern faschistische Bewegungen „relativ selbständig zum Siege“ gelangten (S. 41).

Nolte erkennt den bisher geübten Untersuchungsmethoden zwar durchaus ihren Platz zu, hält aber seine „phänomenologische“ Methode für am besten geeignet, nicht nur Lehre und Geschichte der faschistischen Bewegungen, sondern auch deren Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft einerseits und zum Bolschewismus andererseits klären zu können (S. 58). Er distanziert sich damit völlig zu Recht von der psychoanalytischen Betrachtungsweise, die vor allem den Stil und die Methoden des Faschismus darstellt (S. 47), damit aber die politischen und sozialen Ziele des Faschismus außer acht läßt und auch nicht zu erklären vermag, unter welchen konkreten politischen und gesellschaftlichen Bedingungen eine faschistische Bewegung Erfolgsaussichten haben kann. Ebenso wenig aber können diese Fragen beantwortet werden, wenn vorwiegend der geistige Werdegang und die psychische Struktur der jeweiligen Führerpersönlichkeiten, hier also von *Maurras*, *Mussolini* und *Hitler*, und deren „Lehren“ analysiert und miteinander verglichen werden — ein Einwand, der gegen die Methoden Noltens vermerkt werden soll.

Sicherlich hat Nolte recht, wenn er der sozialen Zusammensetzung der faschistischen Anhängerschaft nur eine beschränkte Bedeutung zuerkennt, doch würde eine *soziologische* Analyse nicht nur diese Frage zu stellen haben, sondern auch die Frage, welche *objektive Funktion* ein faschistisches Herrschaftssystem in der Gesellschaft hat; denn der sozialen Zusammensetzung nach ist der Faschismus

zwar im wesentlichen eine kleinbürgerliche Bewegung mit durchaus auch sozialistischen Elementen; die von *Hitler* und *Mussolini* wirklich getriebene Politik hingegen hat nach der Machtergreifung keineswegs die Ziele dieses Kleinbürgertums verwirklicht, sondern, wo diese sich geltend zu machen drohten, sie mit Gewalt niedergehalten: es sei nur auf die Bestrebungen der sogenannten „zweiten Revolution“ 1933/34 hingewiesen.

Andererseits vermerkt Nolte durchaus, daß sowohl die Situation, aus der eine politische Bewegung erwächst, als auch die politischen Zwecke, zu denen sie sich bekennt, als auch ihr „Substrat“ untersucht werden müssen, und lehnt daher den heute sehr beliebten Begriff „Totalitarismus“, der eine Gleichsetzung von Faschismus und Kommunismus beinhaltet, ab (S. 34). Wenn Nolte schließlich den Faschismus bestimmt als „Antimarxismus, der den Gegner durch die Ausbildung einer radikal entgegengesetzten und doch benachbarten Ideologie und die Anwendung von nahezu identischen und doch charakteristisch ungeprägten Methoden zu vernichten trachtet“, so wird zwar deutlich, daß es sich bei Faschismus und Marxismus um radikale Gegner handelt, doch bleibt diese Beschreibung rein formal und bezieht die — letztlich wichtigeren — inhaltlichen Unterschiede, nämlich die völlig entgegengesetzten politischen und sozialen Zielsetzungen, nicht ein.

Deutlicher als in dieser Definition wird die wirkliche Funktion einer faschistischen Bewegung in den historischen Untersuchungen des Buches dargestellt. Schon bei der *Action française* zeigt sich, daß der ideologische Kern die kämpferische Opposition gegen jene historische Entwicklung ist, die mit der Aufklärung begonnen hat und die allgemein als Emanzipation, als geistiges und politisches Mündigwerden der europäischen Völker gekennzeichnet werden kann. Da in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Arbeiterbewegung der Träger dieses Emanzipationsgedankens war, versucht der radikale Konservatismus, eine der geistigen Wurzeln der *Action française*, „der Arbeiterbewegung durch Forcierung des eigenen Kampfes gegen die bürgerliche Welt den Wind aus den Segeln zu nehmen und an die Stelle des Haßbildes des Kapitalisten ein eigenes Haßbild, den Juden zu setzen“. (S. 84) (Die geistige Verwandtschaft zwischen konservativen Bewegungen und Faschismus ist für die Zeit der Weimarer Republik von *Sontheimer* in seinem Buch über „Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik“ überzeugend nachgewiesen worden.) Dieser Kampf gegen Demokratie, Parlamentarismus und Sozialismus, für „Vaterland“, „Ordnung“, „Autorität“ und „Gesamtinteresse“ wird unterstützt von den konservativen Mächten der Armee, der Kirche und des konservativen Bürgertums. Offene

Terrorakte werden von der Staatsgewalt geduldet.

Die Parallelen zum italienischen Faschismus und zum Nationalsozialismus sind in der Tat erstaunlich. In *Italien* terrorisiert eine bewaffnete Parteiarmee das Land, brennt Gewerkschaftshäuser nieder, zerschlägt Arbeitskammern und andere sozialistische Institutionen, gleichgültig ob sie Reformisten oder Kommunisten gehören (S. 255 ff); das alles toleriert von der Staatsgewalt, finanziert und aktiv unterstützt von den konservativen Oberschichten und der Industrie; das alles nicht etwa zur Abwehr einer drohenden kommunistischen Revolution, sondern zur gewaltsamen Niederwerfung der von breiten Bevölkerungsschichten getragenen Arbeiterbewegung. Nach der Machtergreifung folgte die völlige Entrechtung der Arbeitnehmer, wenn auch der Gesamtprozeß der faschistischen Durchdringung des Staates hier viel langsamer verlief als in Deutschland.

In *Deutschland* konnte 1932/33 von einer drohenden kommunistischen Gefahr noch viel weniger die Rede sein als in *Italien* (vgl. S. 415), dennoch kam Hitler mit der antimarxistischen Parole an die Macht, unterstützt von den konservativen Mächten (S. 417 f).

Freilich entwickelt die faschistische Bewegung, wenn sie an der Macht ist, ein gewisses Eigengewicht und kann durchaus in Gegensatz zu den Konservativen, ihren früheren Verbündeten, geraten (S. 274); freilich kann sich dann der faschistische Terror auch gegen bürgerliche und kirchliche Gruppen richten, die dann gegen die faschistische Herrschaft aufbegehren. Dies gilt allerdings in viel stärkerem Maße für Deutschland als für *Italien* (vgl. S. 282), wo Terror und Vernichtungspolitik nie jenes Ausmaß angenommen haben, das den Nationalsozialismus auszeichnet. Dem entspricht die Tatsache, daß Widerstand gegen den faschistischen Staat am frühesten und heftigsten von den Kommunisten und bald auch von Sozialdemokraten und überzeugten Christen geleistet wurde, während die konservativen Kräfte, wenn überhaupt, sich erst spät zu Widerstandshandlungen entschlossen haben (vgl. S. 439).

So liefert das Buch eine Fülle von Informationen und Anregungen. Nolte hat damit der Forschung über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen faschistischen Bewegungen der europäischen Länder gleichsam einen Rahmen abgesteckt. Daß sich sein Ansatz einer vergleichenden Betrachtung als fruchtbar erweist, ist mit diesem Buch nachgewiesen. Wünschenswert wäre allerdings eine stärkere Berücksichtigung der realsoziologischen Aspekte des Faschismusproblems, da sich sonst allzu leicht die irriige Folgerung aufdrängt, mit Mussolini und Hitler sei der Faschismus ein für allemal zu Grabe getragen.

Reinhard Kühnl

KARL OTTO HONDRICH DIE IDEOLOGIEN VON INTERESSENVERBÄNDEN

Eine strukturell-funktionale Analyse öffentlicher Äußerungen des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag Duncker & Humblot, Berlin—München 1963, 190 S., brosch. 24,60 DM.

Ein Buch wie das von Hondrich war längst überfällig, weil es an der Zeit ist, die Rolle der Verbände in Gesellschaft, Wirtschaft und Staat gründlicher zu durchleuchten, als es bisher geschehen ist. Die bisherige Diskussion wurde hauptsächlich von Staatsrechtlern und Politologen, viel zuwenig aber von Soziologen und Wirtschaftswissenschaftlern getragen. Sie trat überwiegend „von außen“ an das Wirken der Interessenorganisationen heran und das Ergebnis der Untersuchungen gipfelte häufig in dem Satz; die Verbände dürften „kein Staat im Staate“ sein.

Hondrich geht demgegenüber von dem öffentlich erklärten Willen der Verbände selbst aus, unternimmt es also, ihr Handeln immanent zu erklären und mit den Mitteln der Wissenssoziologie und Ideologiekritik zu sezieren. Er analysiert im ersten Teil seines Buches die Begründungen des Verbandshandelns sowie die Bedingungen und Grenzen der Organisationsaktivität, sucht im zweiten Teil die Ideologien der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI) und des Deutschen Gewerkschaftsbundes zu schildern, um schließlich im dritten Teil die Funktionen der Verbandsideologien zu betrachten. Seine Darstellung wird in ihren Ergebnissen vielfach ebenso lebhaft Zustimmung finden, wie sie in ihrer Anlage auch zur Kritik herausfordert.

Hondrich weist darauf hin, daß die Verbände sowohl Interessen bilden (nach innen) als auch Interessen vertreten (nach außen), daß die Funktionäre sich mit dem Verband identifizieren, ihre Interessen mit den seinen untrennbar verwachsen und „die Verbandsorganisation der unteren Schichten der Gesellschaftspyramide den institutionellen Rahmen für den sozialen Aufstieg von befähigten Angehörigen dieser Schichten“ (S. 39) bildet. Er sieht richtig, daß die Verbände „durch die offene Austragung von Konflikten . . . einerseits den sozialen Wandel vorantreiben“ und „andererseits zur sozialen Integration und Stabilität bei(tragen)“ (S. 45).

Der Gewerkschafter wird insbesondere auch die Kapitel mit Gewinn lesen, in denen Hondrich anhand ihrer öffentlichen Äußerungen untersucht, was BDA und BDI als ihr „Menschenbild“ bezeichnen, welches Bild von Wirtschaft und Gesellschaft sie entwerfen und wie demgegenüber die Vorstellungen des DGB aussehen.

Die recht ausführliche Darstellung, die Hondrich in diesem Zusammenhang der Lohn-Preis-Debatte widmet, darf des uneingeschränkten Interesses jedes Gewerkschafters sicher sein. Hondrich kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß in „der Auseinandersetzung um die Verteilung des Sozialprodukts... die Seite das Gehör des größten Teils der publizistischen Träger der öffentlichen Meinung gefunden (habe), die mit dem Ziel der ‚Versachlichung der Lohnpolitik‘ und der Berufung auf die ‚volkswirtschaftlichen Zusammenhänge‘ gegen die ‚marktpolitischen Bestrebungen‘ der Gewerkschaften ins Feld zog“ (S. 122) und daß diese Auseinandersetzung „nicht zwischen zwei gleich begünstigten Kontrahenten vor sich geht, sondern zwischen einem durch die politische Ordnung bevorzugten und einem benachteiligten“ (S. 151).

Was der Verfasser im dritten Teil über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der „Ideologie“ von BDA, BDI und DGB sagt, und welche ordnungspolitischen Folgerungen er daraus zieht, kann hier nur angedeutet, sollte aber besonders kritisch überdacht werden. Nachdem Hondrich schon an einer früheren Stelle (S. 78) behauptet hatte, der DGB habe „kein klares Bekenntnis zu einer bestimmten Wirtschaftsverfassung abgelegt, wie BDA und BDI es zur sozialen Marktwirtschaft getan haben“, schlußfolgert er hier, „daß nach einer Analyse der DGB-Ideologie nicht die Rede von einer ‚Tendenz ...‘, die ganze Welt ... umzugestalten‘ sein kann“ (S. 166). „Dem konservativen Element, das sich im Bekenntnis zur Bundesrepublik, zur Demokratie und zur Wettbewerbswirtschaft äußert, kommt dabei die ... Funktion zu, als Voraussetzung der Popularisierung eine Anpassung der Gewerkschaftsideologie an die konservative gesamtgesellschaftliche Ideologie, die der sich stabilisierenden Gesellschaft entspricht, zu vollziehen.“ Abschließend kommt er zu dem Ergebnis, „daß die Ideologien der drei großen Verbände auf die Abschwächung von sozialen Konflikten und die Erhaltung des Status quo hinwirken“ (S. 174).

Diese Deutung schiebt den fundamentalen Unterschied zwischen BDA und BDI einerseits — die den Status quo wirklich erhalten und restaurativ verfestigen wollen — und dem DGB andererseits, der die gegenwärtige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung *verändern* will, bedenkenlos beiseite. Dieser und andere Irrtümer mögen teilweise daraus zu erklären sein, daß Hondrich bei Abschluß seines Buches das neue Grundsatzprogramm der Gewerkschaften noch nicht kannte. Vor allem aber rühren sie aus dem falschen Ansatz seiner Analyse her. In ihr wird der DGB als ein „Interessenverband“ gleicher Art gesehen wie BDA und BDI. Hondrich zitiert zwar wiederholt *Alfred Weber* und entsprechende gewerkschaftliche Äußerungen, aus denen her-

vorgeht, daß Gewerkschaften eben mehr und anderes sind als bloße Interessenverbände, ohne aber für seine Darstellung daraus die erforderlichen Konsequenzen zu ziehen. Die Ursache seiner Fehlinterpretation scheint mir neben anderem daraus entstanden zu sein, daß er das „Interesse“, von dem sich die Verbände leiten lassen, nicht näher definiert und bei seinen Untersuchungen bis auf wenige Schlußkapitel von einem Ideologiebegriff ausgeht, der im Grunde keiner ist. Er erklärt nämlich zu Beginn, das Wort Ideologie solle „keinen Vorwurf ausdrücken, sondern nur die für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen bezeichnen“ (S. 10).

Dieser Ansatz muß dann aber dazu führen, die grundsätzlichen Unterschiede zwischen DGB und den Interessenverbänden der Wirtschaft zu verwischen. Was als „Ideologie“ von BDA und BDI auch bei Hondrich in Erscheinung tritt, ist das Bild einer liberalen Wirtschaft und Gesellschaft. Dieses Bild stimmt aber nicht mit der Wirklichkeit überein, da Gesellschaft, Wirtschaft und Staat zu wesentlichen Teilen noch andere Struktur- und Wesenselemente aufweisen als die liberalen. Indem aber BDA und BDI so tun, als ob ihr Bild das der Wirklichkeit wäre, und hartnäckig versuchen, den DGB darauf festzulegen, wird ihr Bild zur Ideologie, also zu *falschem* Bewußtsein. Hondrich leistet zwar in Teilen seines Buches ausgezeichnete Beiträge, um die Ideologien der Wirtschaftsverbände als falsches Bewußtsein zu entlarven und darzulegen, daß ihre Funktion darin besteht, Herrschaftsstrukturen zu verschleiern (S. 11); er schmälert die Überzeugungskraft seiner Argumente aber dadurch, daß er die Gewerkschaften mit BDA und BDI in die gleiche Ebene stellt.

Schade auch, daß sein Buch durch das Begriffschinesisch belastet ist, von dem sich die moderne Wissenssoziologie offenbar nicht zu befreien vermag. Unbeschadet dieser und anderer Einwände möchte ich die Untersuchung jedem empfehlen, der sich um den Standort der Gewerkschaften Gedanken macht.

Dr. Kurt Hirche

LUDWIG VON FRIEDEBURG SOZIOLOGIE DES BETRIEBSKLIMAS

Studien zur Deutung empirischer Untersuchungen in industriellen Großbetrieben. Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Band 13. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 1963. 144 S., Ln. 20,— DM.

Nach der Funktion des Betriebsklimas im Industriebetrieb als gesellschaftlicher Institution und nach dem Stellenwert subjektiver Einstellungen und Verhaltensweisen für die Soziologie des Betriebes fragt *von Friedeburg* in der vorliegenden Studie. Gegen *König*, der die Arbeitsorganisation des Betriebes für ein

„unabhängiges Sozialsystem“ hält, behauptet er, erst die Reflexion auf das Verhältnis von Industriebetrieb und Gesellschaft erlaube es, den Aspekt, unter dem sich die soziale Wirklichkeit industrieller Arbeit der Sozialforschung erschließt, hinreichend zu charakterisieren. Von Friedeburg will die objektiven Bedingungen und Funktionen der subjektiven Erwartungen und Reaktionen der Arbeitenden untersuchen. Seiner Auffassung nach begründen die „gesellschaftlichen Produktions- und Herrschaftsverhältnisse“ die Spannung zwischen Produktivität und sozialen Ansprüchen, die „erst durch den Interessenkonflikt um den Ertrag und die Herrschaftsorganisation der industriellen Arbeit entsteht und mit dessen historischer Veränderung sich wandelt“ (S. 14).

Von der Betriebsklima-Ideologie hält er nichts. Gerade die Aufmerksamkeit, die den sozialen Problemen industrieller Arbeit zuteil wurde, ließe die Dominanz gesellschaftlicher Strukturveränderungen erkennen, in denen die Proletarier zu Teilhabern am Wohlfahrtsstaat verwandelt würden. „Die sogenannte Entdeckung des ‚Faktor Mensch‘ im Betrieb trug dieser Entwicklung Rechnung, ohne ihre gesellschaftlichen Ursachen zu erkennen. Sie leistete so ... der Ideologie von der Betriebsfamilie Vorschub, in der unberührt von den Produktions- und Herrschaftsverhältnissen in der Gesellschaft die ‚Logik der Kosten‘ und die ‚Logik der Leistung‘ mit der ‚Logik der Gefühle‘, also der ökonomische, technische und soziale Aspekt des Betriebes, in Einklang zu bringen sei“ (S. 20).

In den Arbeitskonflikten der Gegenwart ginge es heute „um Sicherung des Beschäftigungsverhältnisses, Humanisierung der Arbeitsbedingungen, ‚Demokratisierung‘ der betrieblichen Herrschaftsverhältnisse und auch, aber eben nicht allein oder vornehmlich um höhere Löhne“ (S. 50). Allerdings würden die Faktoren des „Betriebsklimas“ nicht unvermittelt sichtbar, sie erschienen vielmehr unter dem partikularen Aspekt der unmittelbaren Arbeitsumgebung. Diese verschleiende Funktion der innerbetrieblichen „Atmosphäre“ fordere zur Manipulation durch „human-relation-Maßnahmen“ geradezu heraus. „Da jedoch dabei als Ursache behandelt wird, was in Wahrheit Folge des verdeckten Interessenkonfliktes ist, können derartige Maßnahmen auf die Dauer ihr Ziel nicht erreichen“ (S. 51).

Aber nicht nur die Probleme der industriellen Arbeit in der Fabrik selbst, sondern auch die anderen Antagonismen der Gesellschaft beeinflussen das „Betriebsklima“. So werde das innerbetriebliche Problem leistungsgerechter Lohnfindung durch die Diskrepanz zwischen den durch nivelliertes Warenangebot erzeugten Bedürfnissen der Angehörigen unserer Gesellschaft und deren durchaus nicht nivellierten, sondern ungleichen Möglichkeiten, diese Bedürfnisse zu befriedigen, verschärft.

„Die ständig wachsenden Konsumwünsche der Arbeiter lassen sich aus jenem objektiven Widerspruch einleuchtender erklären als aus einer angeblich vulgär materialistischen Gesinnung“ (S. 54).

Von Friedeburg kommt zu dem Ergebnis, daß das „Betriebsklima“ kein selbständiger Faktor im Betriebsgeschehen ist. Es vermag zwar, die aus innerbetrieblichen oder externen, gesellschaftlichen Interessengegensätzen herrührenden Spannungen zu mildern oder zu verschärfen. „Doch weder beseitigt ein gutes ‚Betriebsklima‘ die Probleme der industriellen Arbeit, noch schafft ein schlechtes neue, die nicht bereits durch die objektiven Verhältnisse vorgezeichnet wären“ (S. 73). Ein gutes „Betriebsklima“ entsteht am ehesten durch ständige Verbesserung der objektiven betrieblichen Verhältnisse. Deshalb würden „alle Bemühungen um die innerbetriebliche Stimmung, die von dieser Erkenntnis ausgehen, im Rahmen der bestehenden Produktionsverhältnisse sowohl den Interessen der Arbeiter und Angestellten wie den Interessen der Werkleitung dienen, gerade weil sie den Interessengegensatz zwischen Arbeitnehmern und Management nicht ignorieren. Ohne sich in der Lohnfrage zu erschöpfen, kommt dieser Interessengegensatz auch heute noch im Lohnkonflikt am deutlichsten zum Ausdruck“ (S. 75).

Die kleine, aber gehaltvolle Studie verdient unsere ganze Aufmerksamkeit und Anerkennung. Ich habe das Buch mit Spannung gelesen. Von Friedeburg zeigt in ihm, was empirische Sozialforschung leisten kann, wenn sie sich nicht in bloßer Stoffhuberei verliert, sondern sich an einer rationalen Theorie der Gesellschaft orientiert. *Dr. Wilfried Gottschalch*

FRIEDRICH POLLOCK
AUTOMATION

Materialien zur Beurteilung ihrer ökonomischen und sozialen Folgen. Vollständig überarbeitete Neuausgabe. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1964. 420 S. Paperback 14,80 DM, Ln. 24,— DM.

Sieben Jahre nach ihrem ersten Erscheinen legt Friedrich Pollock eine vollständig überarbeitete und bedeutend erweiterte Neuausgabe seiner Schrift über die ökonomischen und sozialen Folgen der Automation vor. Die Erstausgabe hatte seinerzeit bei allen interessierten Kreisen außerordentliche Beachtung gefunden und bildete neben den Werken des verstorbenen *Norbert Wiener* und des Pariser Soziologen *Friedmann* eine der wichtigsten Grundlagen für die Automations-Diskussion, nicht zuletzt bei den Gewerkschaften.

Seither hat die Automation in den USA gewaltige Fortschritte gemacht, ist in einen Wirtschaftszweig nach dem anderen eingedrungen, so daß heute bereits 40 vH aller amerikanischen Arbeiter und Angestellten direkt oder indirekt von ihr betroffen werden.

Verbunden sind damit eine Vielzahl von neuen Erfahrungen, von denen nicht wenige die Voraussagen Pollocks aus dem Jahre 1956 nur zu nachdrücklich bestätigen, aber nicht minder nach einem neuen Durchdenken und Verarbeiten rufen.

Dem hat sich Pollock nun unterzogen und dabei nicht nur die technische Entwicklung, die schon recht differenziert gewordenen Automationsmethoden und ihre Grundlagen wie die neuen Anwendungsgebiete der Automation untersucht, sondern entsprechend der Anlage des gesamten Werkes vor allem die bisher eingetretenen und inskünftig zu erwartenden ökonomischen und sozialen Folgen. Natürlich bezieht er sich dabei in erster Linie auf die Erfahrungen der amerikanischen Praxis und die Debatten darüber in parlamentarischen Hearings und Symposien der Fachleute, denn die USA sind heute auf dem Gebiet der Automation sowohl der Sowjetunion wie den west- und mitteleuropäischen Industrieländern um mehr als ein Jahrzehnt voraus, ungeachtet einiger überragender Einzelleistungen wie etwa der sowjetrussischen automatischen Motorkolbenfabrik oder den Renault-Werken in Paris. Diese mögen technisch erstaunlich sein, aber die wirtschaftlich und sozial bedeutenden Folgen ergeben sich aus der Massierung der Automationsvorgänge, wie sie die USA heute erleben.

Pollocks Skepsis gegenüber den optimistischen Argumenten, wonach die Automation keine wesentliche technologische Arbeitslosigkeit auslösen werde, ist durch die Entwicklung in den USA als vollberechtigt erwiesen worden. Um so bemerkenswerter ist die Vorsicht, mit der Pollock die weiteren Perspektiven des Automationszeitalters andeutet. Er bietet mit großer Objektivität eine Dokumentation über alle bedeutsamen Auslassungen zu dieser Frage. So verweist er auf die Mehrheit der EWG-Autoritäten, die im Gegensatz zu der hartnäckigen Festlegung Bonns auf die Marktwirtschaft die Vorbereitung planwirtschaftlicher Methoden als eine Frage von Leben oder Tod für Europa ansehen (S. 353). Und wenige Zeilen später bemerkt Pollock nach der Erwähnung des britischen Gelehrten *Tustin* und seiner Errechnung neuer Methoden zur Stabilhaltung der Wirtschaft, daß damit freilich der Marktautomatismus weitgehend ausgeschaltet werde. Pollock sieht auch die politischen Gefahren der Automation und der durch sie hervorgerufenen Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur. Wie wichtig es ist, sich darüber klarzuwerden, bevor es zu spät ist, zeigt der Satz, mit dem er ein Kapitel seines Buches (S. 307) beschließt: „Die Machtzusammenballung bei der Minderheit ebenso wie die menschliche Verarmung der Mehrheit könnte noch vor dem völligen Abschluß der angedeuteten Entwicklung einen Punkt erreichen, an dem der

Übergang in ein autoritäres Gesellschaftssystem unvermeidlich werden würde.“ Mit der Aufzeigung dieser Gefahren ist eigentlich auch der Weg zu ihrer Vermeidung gewiesen.

Walter Gysssling

HERBERT WIEDEMANN

DIE RATIONALISIERUNG AUS DER SICHT DES ARBEITERS

Dortmunder Schriften zur Sozialforschung. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1964. 214 S., kart. 29 DM.

So umfangreich die Literatur über die Auswirkungen des Rationalisierungsprozesses von der Fließbandarbeit bis zur Vollautomation auf die Situation und das Bewußtsein der Arbeiter auch sein mag, den meisten Auslassungen darüber haftet entweder eine a priori gegebene wirtschafts- oder sozialpolitische Zielsetzung an oder sie sind überhaupt aus zu großer Distanz zum Erleben des Arbeiters geschrieben und weisen damit oft einen wirklichkeitsfremden, spekulativen Charakter auf. Dazu kommt dann noch eine Reihe von Enqueten, die manch nützliches Material beibringen, aber die Wirklichkeit mehr fotografieren als wissenschaftlich durchdringen.

Um so verdienstlicher ist die von Dr. Herbert Wiedemann vorgelegte Schrift, der eine empirische Untersuchung der Sozialforschungsstelle Dortmund der Universität Münster über „Arbeiter und technischer Fortschritt“ zugrunde liegt. Wiedemann, der die Halbautomatisierung als die heute für die Bundesrepublik charakteristische Arbeitssituation in der mechanischen Fertigung bezeichnet, hat in zahlreichen Gesprächen mit Arbeitern verschiedener Betriebe die Frage untersucht, wie die Rationalisierung auf den Arbeiter einwirkt und wie er auf sie reagiert. Er gliedert diese Reaktion in eine auf das Gesamtphänomen Rationalisierung und eine auf dessen jeweilige innerbetriebliche Einflüsse. Bei der Analysierung solcher Reaktionen nimmt er auf die grundsätzliche Einstellung des Arbeiters zu seiner Arbeit und seiner betrieblichen Umwelt die erforderliche Rücksicht.

Der Lohnsituation kommt, das ist eines der hervorstechendsten Ergebnisse der Untersuchung, dabei eine entscheidende Bedeutung zu. Der Arbeiter will immer sein Lohnmaximum erreichen und sich doch zugleich eine Zeitreserve und einen Dispositionsspielraum erhalten, der ihm gestattet, zeitweise das Arbeitstempo etwas zu senken. Zu seinem eigentlichen Gegenspieler im Betrieb wird damit heute der Zeitnehmer, dessen Berechnungen die Grundlage für die Lohnfestsetzung und das Akkordsystem bilden. Alle im Zusammenhang damit stehenden Probleme werden von Wiedemann in seinem Buch genau analysiert und ebenso wird in weiteren Kapiteln die Situation des Meisters im rationali-

sierten und automatisierten Betrieb untersucht wie auch die Auswirkung der Rationalisierungsmaßnahmen auf die Kollegialitätsbeziehungen unter den Arbeitern. Alle möglichen Verhaltensweisen und Situationen, die sich auf Grund der Umfrage ergeben haben, werden gewertet und schließlich auch die Einstellung des Arbeiters gegenüber dem Gesamtphänomen Rationalisierung und mit ihm die Lage des Arbeiters in der modernen Gesellschaft.

Wiedemanns gewissenhafte soziologische Monographie ist eine Fundgrube von wissenschaftlich ausgewerteten Tatsachen für alle, die in der praktischen Gewerkschaftsarbeit stehen. Zugleich ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Soziologie der Industriegesellschaft.

Walter Gyssling

EKHARD BREHMER

STRUKTUR UND FUNKTIONSWEISE
DES GELDMARKTES DER
BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
SEIT 1948

Zugleich eine theoretische Grundlegung für Geldmärkte im allgemeinen. Kieler Studien, Forschungsberichte des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel. Herausgegeben von Professor Dr. Dr. h. c. Erich Schneider, Bd. 65. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag, Tübingen 1964. V/194 S., brosch. 20 DM.

Dieses Buch ist von einem Fachmann für Fachleute geschrieben. Daß es bereits in seiner 2. Auflage vorliegt, ist einmal ein Zeichen für seine Qualität und zum anderen ein Zeichen für das große Interesse, das diesem Spezialthema entgegengebracht wird.

Wie nicht anders zu erwarten, ist der Aufbau und die stoffliche Gliederung der Materie vorbildlich. Im 1. Kapitel werden „die Voraussetzungen für die Geldmarktbildung“ untersucht. Im 2. Kapitel „die Funktionen des Geldmarktes“. Im 3. Kapitel werden „die Geldmarktteilnehmer“ vorgestellt. Im 4. Kapitel „die elementaren Geldmärkte“ besprochen. In einem 5. überleitenden Kapitel wird auf die „Gründe für die Unvollkommenheit des Geldmarktes“ mit all den sich daraus ergebenden Konsequenzen eingegangen. Das 6. Kapitel ist dann der „theoretischen Analyse der Zinsbildung auf dem Geldmarkt“ gewidmet und im 7. Kapitel werden „die Beziehungen zwischen Geldmarkt und Kreditpolitik“ erörtert. Ein resümierendes Kapitel bringt eine „Skizzierung der Geldmarktentwicklung seit Ende 1948“. Erwähnt zu werden verdient noch, daß der Text durch Tabellen und Schaubilder zusätzlich bereichert wird. Vielleicht könnte bei einer 3. Auflage ein Sachwortregister angefügt werden?

Die Geldmarktdefinition des Autors, so sachlich berechtigt sie auch immer sein mag, entspricht den herkömmlichen Lehrbuchdefinitionen nur zum Teil.

Dr. Johannes Kasnacich-Schmid

JOSEPH E. DREXEL

DER FALL NIEKISCH

Eine Dokumentation. Kiepenheuer & Witsch, Köln/ Berlin 1964. 207 S., 12,80 DM.

Das Buch ist aus zwei Gründen zu begrüßen. Erstens ist es ein gutes Muster für eine viel zu wenig gepflegte Gattung: die Dokumentation von Rechtsfällen. Nichts ist für das Interesse der ganzen Nation am Rechtsleben förderlicher als solche guten Zusammenfassungen von echten Prozeßakten, deren innere Spannung, weil sie vom Leben selber bewerkstelligt ist, nachhaltig und moralisch fruchtbar ist, im Unterschied zu den flüchtigen, spielerischen, rein intellektuellen Reizen erdachter Kriminalfälle. So gut wie die Wirklichkeit bringt es kein Autor zustande.

Der andere, wichtigere Grund liegt in der Sache Niekisch selber. Einige Stichworte zur Gestalt und zum Schicksal von Niekisch: Geboren 1889 in Schlesien, in Bayern aufgewachsen, zuerst Funktionär einer Textilarbeitergewerkschaft, später Gründer und Mittelpunkt der sogenannten Widerstandsbewegung und des Widerstandsverlags, in dem eine nicht kommunistische, aber östlich orientierte Politik vertreten wurde. Im Jahre 1932 scharfe Warnung vor Hitler in der Schrift „Hitler, ein deutsches Verhängnis“. Nach der Machtergreifung Fortsetzung des Widerstands; am 9. Januar 1939 Verurteilung durch den Volksgerichtshof zu lebenslänglichem Zuchthaus; im Jahre 1945 aus dem Zuchthaus befreit; infolge der Haft blind und gelähmt; Wohnung in Westberlin, zeitweise Professor für Soziologie an der Humboldt-Universität; damals Mitglied des Vorstands des Kulturbundes in der DDR und Mitglied der Volkskammer; bereits vor zehn Jahren Verzicht auf alle Funktionen und Tätigkeiten in Ostberlin. —

Seit über zehn Jahren kämpft Ernst Niekisch um die Entschädigung wegen politischer Verfolgung. Von den Berliner Gerichten (Landgericht und Kammergericht) und dem Bundesgerichtshof wurde sie ihm versagt, weil, wie es im Bundesentschädigungsgesetz heißt, derjenige „von der Entschädigung ausgeschlossen ist, der nach dem 23. Mai 1949 die freiheitliche demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes bekämpft hat“. So lautet die seit 1956 gültige Fassung. Eine vorher ergangene Entscheidung war nach einem früher geltenden Wortlaut auch darauf gestützt, daß er „einer anderen Gewaltherrschaft Vorschub geleistet“ habe. In dieser letzteren Entscheidung des Bundesgerichtshofs fällt folgendes auf: Zum Beweis dafür, daß der Kläger Niekisch das Bestehen einer Gewaltherrschaft gekannt habe, wird ein vom Kläger selbst vorgetragener, von dem Herausgeber, seinem Mitkämpfer Drexel, geschilderter Vorgang herangezogen, wonach er nach dem

17. Juni 1953 sich in einer Sitzung des Kulturbundes heftig *gegen* die nicht rechtsstaatlichen Zustände in der DDR gewandt habe; also müsse er die Gewaltherrschaft gekannt haben. Diese Überlegung ist etwa so zu werten, wie wenn einem Verfolgten des 20. Juli 1944 vorgehalten würde, er habe für Hitler, also für eine Gewaltherrschaft, gekämpft. Die notwendige Unterscheidung zwischen moralischer und logischer Unmöglichkeit ist diesem Gericht fremd geblieben.

Gegen die wiederholte Abweisung der Ansprüche hat Niekisch eine noch nicht entschiedene Verfassungsbeschwerde erhoben. Außer dem staatsrechtlichen Problem, ob das Bundesverfassungsgericht in Berliner Sachen zuständig sei, handelt es sich in der Hauptsache um zwei Fragen: Erstens, ob die Bestimmung, die auf das Verhalten nach dem 23. Mai 1949 abstellt (nämlich die Bekämpfung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung) überhaupt gültig ist. Zweitens, ob, wenn sie gültig wäre, das, was Niekisch getan hat, wirklich eine solche Bekämpfung darstellt. Zu beiden Punkten wird der Standpunkt Niekischs in den vorwiegend von Rechtsanwalt *Fabian von Schlabrendorff* verfaßten Schriftsätzen eindrucksvoll begründet. Ob eine öffentliche Funktion in der DDR bereits eine Bekämpfung *unserer* „freiheitlichen demokratischen Grundordnung“ darstellt, ist übrigens eine weit über den Fall Niekisch hinausgehende Grundsatzfrage. Leider ist hier nicht Raum genug, diese beiden Fragen zu erörtern. Man lese deshalb die Dokumente selbst. Inzwischen sitzt der Fünfundsiebzigjährige, der sein Lebtag seiner Gesinnung gefolgt ist und für sie das Äußerste an Verfolgung und Leiden erduldet hat, ohne irgendeine Entschädigung in seiner Berliner Wohnung. *Dr. Richard Schmid*

HEINRICH FRAENKEL / ROGER MANVEU

DER 20. JULI

Mit einem Vorwort von Wolf Graf von Baudissin. Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M. — Berlin 1964. 240 S. mit 6 Kartenskizzen, Ln. 14,80 DM.

U L R I C H V O N H A S S E L

VOM ANDERN DEUTSCHLAND

Aus den nachgelassenen Tagebüchern 1938—1944. Mit einem Geleitwort von Hans Rothfels. Fischer Bücherei, Frankfurt am Main 1964. 362 S., 3,80 DM.

Nach ihren biographischen Arbeiten über *Goebbels* und *Göring* legen die beiden Historiker jetzt eine Geschichte der Geschehnisse um den 20. Juli 1944 vor, wobei sie in drei großen Kapiteln die jahrelangen Vorbereitungen der Verschwörer, sodann den Ablauf der Ereignisse am 20. Juli in Rastenburg, Berlin und Paris und schließlich die Untersuchungen, Prozesse und Hinrichtungen minu-

tiös schildern. Für ihre differenzierte Darstellung, die sich mit Recht von jeder falschen Glorifizierung freihält, haben sie alle heute zur Verfügung stehenden Quellen und früheren Darstellungen in kritischer Sichtung und Vergleichung benutzt; außerdem haben sie von den wenigen Überlebenden ergänzende Auskünfte eingezogen. Das Buch vermittelt eine wohl durchweg treffende Charakterisierung der handelnden Personen und einen erschütternden Einblick in die Verwirrung und Verworfenheit einer Zeit, mit der sich das deutsche Volk bis heute noch nicht gründlich genug auseinandergesetzt hat. Für diese so notwendige Klärung kann das Buch von Fraenkel und Manvell eine gute Hilfe sein.

Die Tagebücher *Ulrich von Hassels*, der als einer der Ersten aus seinen Kreisen mit dem Hitlerregime brach und wegen seiner Beziehungen zur Widerstandsbewegung nach dem 20. Juli hingerichtet wurde, sind eine der wichtigsten Quellen aus jener Zeit. Es ist sehr zu begrüßen, daß sie jetzt ungekürzt in einer Taschenbuchausgabe erscheinen und damit weitesten Kreisen, vor allem auch der jüngeren Generation, zugänglich werden.

Dr. Walter Fabian

STUDIUM SOCIALE

Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung der Gegenwart. Festschrift für Karl Valentin Müller. Herausgegeben von K. G. Specht, H. G. Rasch und H. Hofbauer. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1963. XVI u. 835 S., Ln. 59,— DM.

Karl Valentin Müller starb, aus seiner Arbeit gerissen, am 3. August 1963, kurz bevor die Festschrift zur Vollendung seines 65. Lebensjahres in seine Hände gelegt werden konnte. Er war zuletzt Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie und Sozialanthropologie an der Universität Erlangen-Nürnberg gewesen: ein besonders Anthropologen bekannter Wissenschaftler. Die Anthropologie hatte es schwer, sich in der Nachkriegszeit in Deutschland einen Platz zu erobern, nachdem etliche Anthropologen in der Nazizeit den Rassevorstellungen der Machthaber ihre Ergebnisse erklärt hatten, wodurch die ganze Wissenschaft belastet worden war. Müller setzte sich wie z. B. sein Kollege Gehlen nach 1945 für eine wissenschaftlich fundierte, rehabilitierte Sozialanthropologie ein.

In der Festschrift, die nun von den Herausgebern seinem Gedenken gewidmet wurde, sind über 60 Aufsätze zusammengetragen, die Karl Valentin Müllers umfangreiche und recht verschiedenartige Forschungsarbeiten widerspiegeln. Siebzehn Beiträge stammen aus der Sozialanthropologie und der Bevölkerungswissenschaft. Die Soziologie wird besonders durch Arbeiten aus der Kultursociologie, der Religionssoziologie, der Soziologie des Er-

ziehungswesens und der Wirtschaftssoziologie vertreten. Es ist die Eigenart einer Festgabe, daß die Beiträge naturgemäß sehr unterschiedlich in Thematik und Abfassung ausfallen; das Bukett bleibt bunt und uneinheitlich, aber auch abwechslungsreich.

Zunächst sollen unter den theoretischen Aufsätzen einige hier besonders hervorgehoben werden: Die Arbeiten von *Karl Martin Balte* über „Soziologie und Demographie“ und von *Friedrich Spiegel-Schmidt* über „Theologie und Soziologie“ tragen Wesentliches zur Abklärung bestimmter Wissenschaftsgebiete bei. Die Arbeit von *Dankmar Ambros* über „Bedürfnis und Funktion: Kritische Bemerkungen zur Kulturtheorie von Bronislaw Malinowski“ stellt einen guten Beitrag zu notwendiger begrifflicher Klärung dar. Unter den Beiträgen, die Ausschnitte aus Forschungen bringen, die auf empirischem Material basieren, seien besonders die sozialanthropologische Arbeit von *Ilse Schwidetzky* über die Ureinwohner der Kanarischen Inseln hervorgehoben sowie die bevölkerungswissenschaftliche Arbeit *Walter Kuhns* über „Siedlerzahlen der deutschen Ostsiedlung“, die siedlungssoziologische Studie *Robert C. Williamsons* über „The Rural Urban Continuum and Social Class“ anhand von Material, das auf San Salvador und Costa Rica 1960 gewonnen wurde, und die erziehungssoziologische Studie „Schülerleistung und Lehrerurteil im Blickfeld der Statistik“ von *Julie Sander*. Besonders bemerkenswert sind auch manche jener Beiträge, die ein bestimmtes Problem analytisch vertiefen. Auch hier soll auf einige ausdrücklich hingewiesen werden, wie auf den Beitrag von *Carle C. Zimmerman*: „The Rise of the Intelligentsia“, den Aufsatz von *Kurt Stegmann von Pritzwald* über „Das Problem der interethischen Verständigung und das Lateinische“ (mit einer ausgezeichneten vergleichenden Studie über die Sprachsituation in Indien und in Israel), die Arbeiten von *Hermann Sauter* und von *Hans Georg Rasch* zur Literaturkritik speziell und zur Sprachsoziologie im allgemeinen, und nicht zuletzt auf den zunächst ausgefallen erscheinenden, für die Anthropologie jedoch äußerst interessanten klinisch-genetischen Beitrag von *Walter Haberlandt* „Zur Frage der Huntington'schen Chorea“.

Die Festschrift enthält auch zwei Beiträge jugoslawischer Wissenschaftler. Interessanterweise haben die Herausgeber die Ausführungen dieser beiden Mitarbeiter nicht unter der Rubrik „Allgemeine Soziologie“, sondern im Abschnitt „Kultur- und Geschichtssoziologie“ erscheinen lassen. Tatsächlich sind beide Beiträge, die fest im historischen Materialismus und der Philosophie von *Karl Marx* verwurzelt sind, sozialphilosophischer Art. In diesen Aufsätzen enthüllt sich die Tragik einer Gesellschaftsforschung, die an ein bestimmtes philosophisches Dogma gebunden ist.

Die wirtschaftssoziologischen Beiträge der Festschrift sind leider sehr marginal und nicht besonders aufschlußreich, weshalb sie hier nicht näher erwähnt sein sollen.

Der Band „*Studium sociale*“ — wohl nach dem „Generalthema“ benannt, das es bei aller Vielseitigkeit für Karl Valentin Müller immer gegeben hat — enthält insgesamt gesehen eine ganze Reihe von Arbeiten, die für den Fachmann wie für den interessierten Laien, besonders aber auch für den Studenten der Soziologie und der Anthropologie von großem Interesse sein dürften. *Dr. Reinmar Cunis*

ROBERT SOMMER IM REICHE DER EXPERTEN

Econ-Verlag, Düsseldorf 1954. 248 S., Ln. 14,80 DM.

Der Verfasser, Träger akademischer Grade und Lehrer an einer kanachischen Universität, bietet eine salopp geschriebene Studie über die Arbeitsbedingungen des akademischen Experten in den Vereinigten Staaten. Obwohl diese vielfach recht ironisch vorgetragene Kritik ganz auf amerikanische Verhältnisse zugeschnitten ist, enthält sie eine Menge Details, die für die Spezie des Geistesarbeiters in allen Industrieländern verbindlich sind, gleichgültig, ob es sich um Universitätslehrer oder Wissenschaftler in Industriefirmen und Verbänden handelt. Deshalb ist das Buch über Experten auch keineswegs nur für Experten gedacht, enthält es doch recht brauchbares soziologisches Material.

Die Situation des Experten wird von Sommer oft recht polemisch und einseitig gesehen. Das hinterläßt den Eindruck, daß hier ein Experte gegen seine eigene Berufsclique zu Felde zieht. Der Anlaß für dieses kühne Unterfangen entspringt der etwas naiven Ansicht des Verfassers — die er übrigens am Ende selbstkritisch widerruft —, die Wissenschaft müsse uneigennützig sein im Gegensatz zum Geschäftsleben. Mit sprichwörtlichem Unbehagen stellt er eine zunehmende Angleichung beider Bereiche fest, deren Ursachen in dem gewaltigen Dollarsegen liegen, mit dem die amerikanische Forschung seit Beginn des kalten Krieges angekurbelt worden ist. Infolgedessen werden Forschungsstipendien als selbstverständliche Geschenke angesehen, ebenso wie Spesen, Reisekosten und Aufwandsentschädigungen. Solange aber die gültigen Normen für gute und schlechte Leistungen fehlen, sieht Sommer das Expertenland als „Tummelplatz für Gauner“ an. Sein selbstkritischer Freimut ist bemerkenswert. Welcher deutsche Kollege könnte sich in Amt und Würden eine derartige Brüskierung seines Standes erlauben?

Vieles ist bei Sommer keineswegs neu, nur amüsanter als in anderen Publikationen vor-

getragen. Seine Kritik im Detail ist präzise, im Zusammenhang wird sie unklar, ver schwommen. Sein Credo vom anonym arbeitenden großen Wissenschaftler ist längst anachronistisch.

Horst Hartmann

ILSE LANGNER

ICH LADE SIE EIN NACH KYOTO

Horst Erdmann Verlag, Herrenalb/Schwarzwald 1963. 264 S., Ln. 16,80 DM.

Ilse Langner, deren Reisebücher, Dramen und Romane viele Länder als Schauplatz haben, hat bereits mit der Wahl des Titels ihres Buches, in dessen Mittelpunkt das japanische Theater — oder richtiger die japanische darstellende Kunst — steht: „Ich lade Sie ein nach Kyoto“, die Richtung gezeigt, die sie einzuschlagen wünscht. Es soll Ermunterung sein, ihr zu folgen. Jedoch — gesetzt den Fall, nicht Ilse Langner lädt uns ein, wer dann? Diese doppeldeutige Form der Einladung hat die Romanschriftstellerin Ilse Langner zu einer Handlung inspiriert, in deren Verlauf wir mit den drei Formen des Theaters: Bunraku, dem Puppenspiel, Kabuki, dem Samurai-Spiel, und dem No, dem Erlösungsspiel, bekannt werden, ohne daß wir allerdings mehr als einen Zipfel des Geheimnisses dieser theatralischen Künste aufzuheben vermöchten, denn: „Ihr Geheimnis ist nicht unser Geheimnis“, lautet das Motto, das die Schriftstellerin ihrem Buch vorangestellt hat, und mit diesen Worten schließt es auch.

Wer lädt uns nun, durch Ilse Langner, nach Kyoto ein? Da ist Professor Caprotti, ein Italiener, aus Liebe zu Japan, recht eigentlich zum japanischen Theater, Japaner geworden; ein dicker Trunkenbold, der seine empfindsame Seele am Geheimnis Nippons wund gestoßen hat und dessen Zusammenbruch die Schriftstellerin mit ansehen muß. Er hat sie auf seltsame Art in seinen Bann gezwungen. Als sie ihre Absicht äußert, auch nach Tokio gehen zu wollen — das *alte* Japan also zu verlassen —, verschwindet er spurlos, nachdem er sie verwünscht hat.

Caprotti bleibt aber auch in Tokio, wenn auch unsichtbar, der Führer der Schriftstellerin, denn die strenge Sprache von Gebärde und Geste (der sich im Ikebana sogar die Blumen fügen), die das japanische Theater so sehr beherrscht, daß auch der, der japanisch nicht versteht, die Handlung begreift, und die der Professor ihr zuerst gedeutet hat, wird für Ilse Langner der Schlüssel zu der ganz anderen Welt des „Ungeheuers Tokio“. In vielem und bei vielen Menschen erkennt sie die eindringliche Sprache und seltsame Verhaltenheit der wenigen „Archetypen“ des klassischen japanischen Theaters wieder und findet so Zugang zu den heutigen Japanern. Als sie „die Jungfrauen in der Fuji-

Baumwollspinnerei“ aufsucht (das sind 16- bis 21jährige Arbeiterinnen aus Dörfern von fünf Präfekturen, in die sie nach einem Novizinnendasein mit einem runden Bankkonto zurückkehren, wenn sie nicht bei verbotener Liebe ertappt werden), gewinnt das fast leere Dasein der jungen Mädchen für Ilse Langner erst in dem Augenblick Form und Gestalt, als sie Cha-no-yu, die Teezeremonie, durchführen.

Zurück in Kyoto, erlebt sie die No-Spiele, die Professor Caprotti — wieder gesund und versöhnt — mitorganisiert hat. Die vorgeschriebenen Figuren des Theaters greifen in das alltägliche Leben der Schriftstellerin ein, das von drei freundlichen Menschen flankiert wird, die ihr immer hilfreich sind mit den kleinen Leistungen des Tages: die Wirtin, der Polizist, der Gepäckträger. Sie stehen auch beim Abschied von Kyoto stellvertretend für japanische Lebensart, die geprägt ist durch wenige große und leidenschaftliche Empfindungen, denen man sich in der Enge des überfüllten Landes nur auf dem Theater ganz ergeben darf, während strenge Zeremonien den Alltag zusammenzuhalten versuchen. Ein sehr menschliches, ein großes Buch.

Annemarie Zimmermann

J A K OBUS WÖSSNER

MENSCH UND GESELLSCHAFT

„Kollektivierung“ und „Sozialisierung“. Ein Beitrag zum Phänomen der Vergesellschaftung im Aufstieg und in der sozialen Problematik des gegenwärtigen Zeitalters. Duncker und Humblot, Berlin 1963. 618 S., Ln. 66,60 DM.

Eine umfassende „Phraseologie“ der Soziologie bietet Wössner in seiner Abhandlung über Mensch und Gesellschaft. Wössner zeigt sich in seinem Buch als ein vielbelesener Mann. Lichtenbergs Ausspruch: „Himmel, laß mich nur kein Buch von Büchern schreiben!“, kannte er offensichtlich nicht.

Der Verfasser schreibt im ersten Hauptteil über die „Strukturen der Gesellschaft“ und legt hier u. a. seine Meinung über viele bedeutende Sozialphilosophen und Soziologen dar. Im zweiten Teil entwickelt er sein „System der Gesellschaft“. In ihm ist vom „sozialen Feld“, der „Feldhypostase als Person“, „drei Grundfeldern“, der „Elite als Feld-Leitung“ die Rede. Der Rezensent gesteht, daß ihm die ordnenden Aspekte Wössners unverständlich geblieben sind. Ihm ist für „seine personale Existenz und seine gesellschaftliche Umsphäre“, nicht, wie Wössner im Vorwort hofft, „erhöhtes Selbstverständnis“ zugewachsen, und er fürchtet, „auch den sozialen Gruppen und Verbänden“ wird das an Hand der Lektüre dieses Buches nicht gelingen.

Dr. Wilfried Gottschalch

BORIS GOLDENBERG
LATEINAMERIKA UND DIE
KUBANISCHE REVOLUTION

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1963, 519 S., Ln.
 36,80 DM.

Der Verfasser dieser umfangreichen Untersuchung sagt in seinem Vorwort mit Recht, daß „die kubanische Revolution eines der bedeutsamsten Ereignisse der lateinamerikanischen Geschichte“ (ist). Und wie immer bewegt sich der bis jetzt vorliegende, der darstellende, in ursächliche Zusammenhänge gebrachte Niederschlag der revolutionären Vorgänge in einer Skala, die von eiskalter Ablehnung bis zur überhitzten Zustimmung reicht. Goldenbergs Werk nimmt sehr bewußt eine Mittelstellung ein. Er will, wie er sagt, „möglichst objektiv berichten“. Schon hier darf gesagt werden, daß ihm das gelungen ist.

Dazu stellt er zunächst die kubanische Revolution in den großen Rahmen der bisherigen lateinamerikanischen Geschichte. Dieser erste Abschnitt des Buches schildert die sozialen, politischen und gesellschaftlichen Probleme Lateinamerikas, seine Revolution vor *Castro* und Kubas geschichtlichen Werdegang bis zur Revolution. Unter- und Fehlentwicklung des Subkontinents werden von ihren ökonomischen Voraussetzungen her analysiert. Im Ergebnis gipfelt das in dem Widerspruch, der zwischen den von der bürgerlichen Revolution diktierten Verfassungstexten und den Realitäten eines überständigen Feudalsystems offenkundig wird. Wie kaum ein anderes Gebiet der Erde ist Lateinamerika das Schlachtfeld früh- und hochkapitalistischer Ausbeutung geworden. Für das dadurch entstandene Ausmaß an sozialer Spannung bietet das vorrevolutionäre China die gleichlaufende Parallele.

Im Kapitel „Die Revolution am Werk“ formuliert der Autor, der bis 1960 als kubanischer Staatsbürger Augenzeuge der Ereignisse auf der Insel war, seine kritischen Vorbehalte gegenüber der Revolution, „ohne allerdings ihre progressiven Aspekte zu übersehen“. Es gelingt ihm, die mannigfachen Zwangsläufigkeiten, die sich aus inneren und äußeren Einwirkungen auf den Verlauf der Umwälzung ergeben, deutlich zu machen und sie in einem Schlußkapitel „Vom ‚Humanismus‘ zum Totalitarismus“ einander gegenüber zu stellen. Die Objektivität seiner Betrachtungsweise erweist sich gerade hier als besonders fruchtbar, weil sie zeigt, daß Kuba nichts anderes ist als ein Teil des umfassenden Problems, das sich für den Subkontinent als Ganzes abzeichnet.

Der letzte Abschnitt des Werkes, dem eine umfangreiche und sehr aktuelle Bibliographie und ein sorgfältig bearbeitetes Namensregister beigegeben ist, hat die Überschrift „Der Schatten Castros über Amerika“. Hier wird darauf hingewiesen, daß Castros Weg einer unter

vielen möglichen ist, den die unausbleibliche soziale Revolution in den Ländern Lateinamerikas beschreiten kann. Ob der Umweg über eine repräsentative Demokratie oder die in sich widerspruchsvolle „Allianz für den Fortschritt“ dem derzeitigen Stadium im Überdruck der sozialen Spannung in Lateinamerika noch angemessen ist, bleibt eine offene Frage. Wahrscheinlich gilt für die Formen und Methoden dieses Ausgleichs das, was *Rosa Luxemburg* in ihrer Schrift über die russische Revolution gesagt hat: „Was wir in unserm Programm besitzen, sind nur wenige große Wegweiser, die die Richtung anzeigen, in der die Maßnahmen gesucht werden müssen, dazu vorwiegend negativen Charakters. Wir wissen so ungefähr, was wir zu allererst zu beseitigen haben, um der sozialistischen Wirtschaft die Bahn frei zu machen; welcher Art hingegen die tausend konkreten Maßnahmen sind, um die sozialistischen Grundsätze in die Wirtschaft, in das Recht, in alle gesellschaftlichen Beziehungen einzuführen, darüber gibt kein sozialistisches Programm und kein sozialistisches Lehrbuch Aufschluß. Das ist kein Mangel, sondern gerade der Vorzug des wissenschaftlichen Sozialismus vor dem utopischen: das sozialistische Gesellschaftssystem soll und kann nur ein geschichtliches Produkt sein, geboren aus der eigenen Schule der Erfahrung, in der Stunde der Erfüllung, aus dem Werden der lebendigen Geschichte, die genau wie die organische Natur, deren Teil sie letzten Endes ist, die schöne Gepflogenheit hat, zusammen mit einem wirklichen gesellschaftlichem Bedürfnis stets auch die Mittel zu seiner Befriedigung, mit seiner Aufgabe zugleich auch die Lösung hervorzubringen.“ *Hermann Lücke*

TIMUR TIMOFEJEV

DAS PROGRAMM DER KPdSU
UND DER WESTEN

Aus sowjetischer Sicht. Reihe „Europäische Perspektiven“, Europa Verlag, Wien, Köln, Stuttgart, Zürich 1963. 207 S., Paperback, 12,80 DM.

HORST C. BERLINIUS

DIE SOWJETS — WIE SIE DENKEN,
FÜHLEN, HANDELN

Politische Bücherei Nr. 3, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1963. 127 S., Paperback, 7,80 DM.

Eine interessante Veröffentlichung legt der Europa-Verlag in seiner empfehlenswerten Reihe *Europäische Perspektiven* mit *Timofejews* Kommentar zum Programm der KPdSU und seinen Konsequenzen für den „Westen“ vor. Timofejew gibt als stellvertretender Direktor des Instituts für Weltwirtschaft und internationale Beziehungen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR eine wohl offizielle Interpretation dieses Dokumentes der Geschichte

der Bolschewiki. Jeder, der aus erster Hand über die erklärten Absichten der KPdSU informiert sein will, wird dankbar zu diesem Buch greifen, ist es doch in der Bundesrepublik gar nicht so einfach, anders als aus Sekundärliteratur Orientierung über die Sowjetpolitik zu erhalten.

Der Verfasser meint, das neue Programm begründe „wissenschaftlich die Generallinie der KPdSU“. Sie sei „die Richtlinie für den Aufbau des Kommunismus in der UdSSR und den vollständigen Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus im Weltmaßstab unter den Bedingungen der friedlichen Koexistenz und des Wettbewerbs zwischen beiden Systemen“ (S. 10).

Das „Kommunistische Manifest der Gegenwart“, wie man es nach Timofejew in „vielen Ländern“ bezeichnet, möchte es der Rezensent nicht nennen. Weder in der Klarheit der Analyse noch im Schwung des Stiles läßt es sich mit der Programmschrift von *Marx* und *Engels* vergleichen. Wie Timofejews Exegese ist es in einem papiernen Funktionärsjargon geschrieben. Darin ähnelt es durchaus westlichen Parteiprogrammen.

Wem ist das ungenaue Marx-Zitat auf Seite 80 zuzuschreiben, dem Autor oder den Übersetzern? Auf derselben Seite muß es „moralische Aufrüstung“ statt „Umrüstung“ heißen.

Gern bespricht der Rezensent *Horst C. Berlinus'* Buch: „Die Sowjets — wie sie denken, fühlen, handeln“. Es ist in klarem Deutsch geschrieben und darf als ein Muster guter politischer Publizistik gelten. Die Absicht, die Politik der Sowjets frei vom westlichen Wunschdenken zu deuten, ist dem Autor weitgehend gelungen. Auf nur 127 Seiten bietet er eine erste zuverlässige Übersicht über Philosophie und Ideologie, Wirtschaft, Handel, Kultur, Zivilisation, Strategie und Taktik der Sowjetunion. Das Bändchen schließt ab mit dem Kapitel „Deutschland und die Deutschen“.

Gewiß wären da und dort einige Korrekturen angebracht. Das Fehlen des spekulativen Elements im Binnenhandel hat nicht nur Nachteile, wie *Berlinus* meint (S. 54). Ein Vergleich der sowjetischen Lebensmittelgesetzgebung und ihrer Anwendung mit der in der Bundesrepublik könnte zu merkwürdigen Ergebnissen führen. Auch das Problem der Familienreform sieht der Rezensent anders (vergleiche seinen Aufsatz in der Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft, Jg. 1963, S. 628 ff.). *Lenin* war nie ein Anhänger des von einigen Kommunisten empfohlenen Sexualanarchismus.

Daß es anders als auf dem Gebiet der vergleichenden Wissenschaften, der Naturwissenschaften und der Technik auf dem Gebiet der schönen Künste für die Sowjets keine Koexistenz gibt (S. 78), ist bedenkenswert. Die Kunst im Westen ist, frei von staatlicher Len-

kung, Ausdruck des repressiven Charakters unserer Kultur geworden. Fürchten die Sowjets, daß eine ungegängelte Kunst ebenso häufig Angstträume reproduzieren könnte wie unsere?

Wenn die Sowjets unser Schul- und Gesundheitswesen für unterentwickelt halten, muß ihnen leider zugestimmt werden. Die Vereinigung Europas bietet wohl die einzige Chance, daß wir in Deutschland in zwei oder drei Jahrzehnten noch einen Mindestbedarf an Ärzten, Lehrern, Ingenieuren und anderen akademischen Führungskräften decken können. Da wir zuwenig von ihnen ausbilden, wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als sie in England, Skandinavien, Frankreich und anderswo anzuwerben.

Berlinus endet sein lesenswertes Buch mit den Sätzen: „Der Begriff ‚Freie Welt‘ und ‚Freiheit für Deutschland‘ ist nach dem Verbot der Kommunistischen Partei Deutschlands für sie (die Sowjets) nicht mehr Gegenstand ernst zu nehmender Betrachtungen . . . Alle Erörterungen, Analysen und Gespräche mit ihnen über Gemeinsamkeiten und Trennendes in der Deutschland-Sicht der Sowjets bei echtem, aufrichtigem Bemühen, die Wahrheit über uns zu erfahren, oder ihnen die Wahrheit mitzuteilen, münden in die Frage: Was ist Freiheit?“

Dr. Wilfried Gottschalch

HERBERT WILHELM

PREISBINDUNG UND WETTBEWERBS- ORDNUNG

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München und Berlin 1962. 73 S., kart. 4,— DM.

Die vorliegende Schrift ist eine Auseinandersetzung mit dem Bericht des Bundeskartellamtes aus dem Jahre 1960, in welchem die oberste Kartellbehörde „in Form einer vergleichenden Untersuchung die wesentlichen Vor- und Nachteile der Preisbindung“ einander gegenübergestellt hat. Der Bericht des Bundeskartellamtes führte seinerzeit neun positive und elf negative Thesen für und wider die Preisbindung an und kam in der abschließenden Gesamtwürdigung zu dem Ergebnis, daß die feststellbaren Vorteile überwiegend einzelwirtschaftlicher Art wären, denen schwerwiegende gesamtwirtschaftliche Nachteile gegenüberständen und daß darum die Preisbindung in den meisten Fällen als unserer Wirtschaftsordnung widersprechend abzulehnen sei.

Professor Wilhelm — Ordinarius für Volkswirtschaftslehre an der Technischen Hochschule Braunschweig — folgt in seiner Schrift dem Aufbau des Berichts der Kartellbehörde und bringt nach kurzen Vorbemerkungen über den „zweistufigen Preisbildungsprozeß“ eine „Kritik der positiven Beurteilung“ und

dann eine „Kritik der negativen Beurteilung“ der Preisbindung. Dabei werden die neun positiven Thesen des Kartellamtes unterstrichen und im einzelnen noch in ihrer Bedeutung hervorgehoben, während bei den elf negativen der Versuch einer detaillierten Widerlegung unternommen wird.

Das Ganze liest sich dann aber nicht wie eine wissenschaftliche Untersuchung, sondern wie eine Apologie der Preisbindung, die der Verband der Markenartikelindustrie nicht anders hätte vortragen können. Dem Bundeskartellamt wird in dem zusammenfassenden vierten Teil der Arbeit vorgeworfen, daß es oft „Feststellungen von lediglich theoretischem Wert“ macht und den „Schritt von der analysierenden Abstraktion zur konkretisierenden Synthese“ versäumt hat. Ein peinlicher Vorwurf, der sich wie ein Bumerang gegen den Verfasser kehrt, wenn er am Abschluß einer Arbeit steht, die so sehr in Allgemeinplätzen steckenbleibt und so weitgehend auf exakte Belege verzichtet, wie es bei der vorliegenden Schrift der Fall ist.

Aus der Fülle der unbewiesenen Behauptungen sei nur ein Beispiel herausgegriffen: Auf den Seiten 22 und 23 wird ausgeführt, daß die Preisbindung schon allein deshalb nicht zu Wettbewerbsbeschränkungen führen könne, weil — „wie die neuesten Erhebungen des Markenverbandes zeigen“ — die „preisgebundenen Markenartikel“ im Sortiment des Handels nur „einen geringen Anteil“ ausmachen. Als „Beweis“ wird im Anhang eine Tabelle über den „Anteil preisgebundener Markenartikel am Umsatz der Einzelhandels-geschäftszweige im Jahr 1960“ gebracht. Die Herkunft der Zahlen wird lediglich mit einem vagen Hinweis auf die Umsatzsteuerstatistik und die Angaben der „einschlägigen Fachverbände des Handels und der Industrie“ angedeutet. Für eine ernsthafte statistische Verifikation der vorgetragenen Behauptungen sind diese Zahlenangaben schon wegen des nicht vorhandenen Quellen-nachweises ungeeignet, sie sind es darüber hinaus auch deshalb, weil ein beachtlicher Teil preisgebundener Umsätze äen Einzelhandel gar nicht berührt. Nur weltfremde Theoretiker oder Interessenten können m. E. die Meinung vertreten, daß die Preisbindung bei Markentreibstoffen und Automobilen zum Beispiel ohne negative Auswirkungen auf den Wettbewerb bliebe. (Diese „unpassenden Beispiele“ werden denn auch vorsichtshalber bei Wilhelm nicht erwähnt.)

Auf ähnlich „sicherer Basis“ steht die Widerlegung sämtlicher der elf „negativen Thesen“ des Bundeskartellamtes. Ein für unsere Wirtschaftsordnung höchwichtiges Thema wurde in einer Weise behandelt, die weder dem Gegenstand gerecht wird noch Anspruch auf wissenschaftliche Arbeitsweise erheben kann.

Dr. Herbert Ehrenberg

KURZ ANGEZEIGT

Die neuesten vier Bände der Taschenbuchreihe „Rowohlt's Monographien — Große Persönlichkeiten in Selbstzeugnissen und Dokumenten“, herausgegeben von Kurt Kusenberg, sind *Debussy, Thomas Mann, Moses und Claudel* gewidmet (Band 92, 93, 94, 95); schon diese vier Namen zeigen die Spannweite der Thematik. Unseren Lesern wird besonders die sehr gründliche und gediegene Darstellung Thomas Manns von Klaus Schröter willkommen sein. Enttäuschend, weil sehr lückenhaft, ist leider die aus dem Französischen übersetzte Biographie von Paul Claudel; da bleiben z.B. die großartigen Werke, die Claudel zusammen mit Honegger schuf, ebenso unerwähnt wie die gerade für deutsche Leser so wertvolle Noblesse, mit der Claudel 1941 in einem Brief an den Grandrabbin de France mutig gegen die Deportationen „seiner jüdischen Brüder“ das Wort ergriff.

Unter dem Titel *Annual Holidays with Pay* hat das Internationale Arbeitsamt eine sehr instruktive Studie über alle mit dem Urlaub der Arbeitnehmer zusammenhängenden Probleme veröffentlicht; die Schrift bietet in englischer Sprache einen Überblick über die gesetzliche Regelung und die Praxis in den wichtigsten Ländern der Welt (International Labour Office, Genf 1964. 94 S., brosch. 4 DM).

Ein Jahrhundert Arbeiterbildung in Deutschland heißt eine Sammlung von Texten und Dokumenten, die als Doppelheft 2-3/1964 in der Schriftenreihe „Arbeit und Leben“ (Düsseldorf, Friedrich-Ebert-Straße Nr. 34/38) erschienen ist (144 S., brosch. 2 DM).

Bildung trägt Zinsen heißt eine Schrift von Hans Sprinzel, in der die Probleme der beruflichen und allgemeinen Weiterbildung der Erwachsenen in der heutigen Industriegesellschaft dargestellt werden; diese Arbeit ist in der Schriftenreihe „Aktuelle Probleme unserer Zeit“ im Verlag des österreichischen Gewerkschaftsbundes erschienen (96 S., brosch. 27,80 Schilling).

Mit Vorworten von Harold Wilson und Prof. Max Born ist die grundlegende Schrift des wohl besten Kenners des Abrüstungsproblems, des englischen Nobelpreisträgers Philip Noel-Baker (wir erinnern an seinen Aufsatz in Heft 2/1962 der GM) unter dem Titel *Der Weg zur Weltabrüstung — jetzt!* in deutscher Übersetzung erschienen (Stimme-Verlag Frankfurt am Main 1964, 70 S., brosch. 2,90 DM).